

Leseprobe aus:

Petra Schier

Das silberne Zeichen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PROLOG

Frankfurt,

26. Dezember Anno Domini 1413

Langsam ritt Christoph Schreinemaker durch das Judenviertel seiner Geburtsstadt. Sein Pferd ließ er sich selbst den Weg über den unebenen Grund suchen. Nachdem es am Vortag heftig geregnet hatte, waren die Schlammfurchen auf den Straßen über Nacht steinhart gefroren. Atemwölkchen standen Tier und Reiter vor dem Gesicht, Christoph zog sich seine Wollgugel fester um Kopf und Hals.

Vor einem schmalen, dreigeschossigen Haus hielt er an und stieg vom Rücken des Pferdes. Er betätigte den schmiedeeisernen Türklopfer und wartete. Eine freudige Erregung ergriff ihn, denn dies war die letzte Station auf der Reise nach Frankfurt. Wenn er seine Geschäfte mit dem Hausherrn abgeschlossen hatte, blieb ihm nur noch, ein paar Schriftstücke beim Stadtrat abzuholen und ein, zwei weitere selbst zu erstellen. Danach würde er sich gleich wieder auf den Weg nach Aachen machen, wo ein neues Leben an der Seite der Frau, die er liebte, auf ihn wartete.

Er wollte schon ein zweites Mal klopfen, doch die Tür öffnete sich bereits, und ein dürrer, weißhaariger Diener blickte ihm misstrauisch entgegen. «Ihr wünscht?»

Christoph schob die Gugel ein wenig zurück, damit der Mann sein Gesicht erkennen konnte, und setzte ein Lächeln auf. «Ich möchte mit Meister Lehel Rotstein sprechen. Ist er da?»

«Nein.» Der Diener wollte die Tür sogleich wieder schließen.

Im letzten Moment schob Christoph seinen Fuß dazwischen. «Verzeih, aber es ist sehr wichtig. Meister Rotstein und ich haben in der Vergangenheit Geschäfte miteinander gemacht. Würdest du ihm bitte ausrichten, dass der Sohn von Beatus Schreinemaker vor seiner Tür steht?»

Der Alte musterte ihn von oben bis unten. Offenbar glaubte er nicht, dass ein Mann in schlichter Handwerkerkleidung mit seinem Herrn bekannt sein könnte. «Kann ich nicht», brummte er abweisend. «Meister Rotstein ist nicht da.»

«Und wann wird er anzutreffen sein?»

Der Diener zuckte mit den Schultern. «Gar nicht. Er ist vor einem halben Jahr mit seiner Familie nach Nürnberg gezogen, wo zwei seiner Brüder leben. Nur sein ältester Sohn wohnt noch hier und führt die Geschäfte in Frankfurt weiter.» Plötzlich stockte der Alte und kniff die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen «Ihr sagtet, Ihr seid der Sohn von Beatus Schreinemaker, dem Tischler? Es heißt, Ihr seid vor vielen Jahren in den Konvent der Dominikaner eingetreten.»

«Nicht ich tat das, sondern mein Bruder Robert», erklärte Christoph.

In dem Alten arbeitete es, das war ihm deutlich anzusehen. Schließlich machte er einen Schritt zur Seite. «Tretet ein. Euer Vater war ein guter Freund von Meister Rotstein. Er wäre sicher erbost, wenn wir Euch nicht Gastfreundschaft gewährten. Mein Name ist Samuel.»

Dankbar folgte Christoph ihm in eine Stube, die mit vorzüglichem Mobiliar ausgestattet war und offenbar vom Kaminofen mitbeheizt wurde. Samuel rief nach einer Magd und gab ihr die Anweisung, kaltes Fleisch und Wein zu bringen. Dann wandte er sich wieder an seinen Gast. «Setzt Euch! Es tut mir leid, dass ich Euch nicht weiterhelfen kann. Denn auch Meister Rotsteins Sohn ist nicht hier. Er besucht

derzeit seinen Vater und wird wohl nicht vor März zurück sein.»

«März!» Christoph schüttelte den Kopf. So lange konnte und wollte er nicht warten. «Kannst du mir sagen, wo genau Meister Rotstein in Nürnberg lebt?»

Samuel rieb sich das Kinn. «Das kann ich, Herr. Aber wollt Ihr wirklich zu dieser Jahreszeit eine so weite Reise antreten? Können Eure Geschäfte nicht bis zum Frühjahr warten?»

Christoph nahm sich ein Stück Geflügelfleisch und dachte nach, während er aß. Nürnberg war weit entfernt. Samuel hatte recht, im Winter würde die Reise dorthin lang und beschwerlich sein. Aber Lehel Rotstein verwaltete den größten Teil seines Vermögens und hielt überdies einige wichtige Schriftstücke unter Verschluss. Ihm blieb wohl nichts anderes übrig, als nach Nürnberg zu reiten. Das würde seine Pläne nicht unbeträchtlich verzögern. Marysa erwartete ihn im Laufe des Januar zurück in Aachen.

Entschlossen leerte Christoph den Weinkrug und schob den Zinnteller von sich. «Sag mir, wo ich Meister Rotstein finden kann. Ich werde noch heute aufbrechen.»

1. KAPITEL

Aachen,

23. Februar Anno Domini 1414

Marysa zupfte die üppigen Falten ihres dunkelbraunen Surcots zurecht und wandte sich dann an ihre Mutter, die auf der Bettkante saß und sie aufmerksam musterte. «Gut so?», fragte Marysa und musste sich zwingen, mit ihrer Hand nicht über die sanfte Wölbung ihres Bauches zu streicheln. Sie drehte sich so, dass Jolánda sie von der Seite sehen konnte. Währenddessen schnürte sie ihre bestickte Leinwandhaube enger, unter der sie ihre üppigen rotbraunen Locken aufgesteckt hatte. «Gottlob ist es ein kalter Winter. Niemand wird sich über dieses Kleid wundern.»

«Marysa ...» In Jolándas Augen trat ein besorgter Ausdruck. «Es wird nicht mehr lange dauern, bis auch der reichste Faltenwurf deinen gesegneten Zustand nicht mehr verbergen kann. Was willst du dann tun?»

Marysa kräuselte die Lippen und setzte sich neben ihre Mutter. «Das weiß ich nicht. Aber ich gehe davon aus, dass ich bis dahin verheiratet bin.»

«Liebes, er kommt nicht mehr zurück.» Das sanfte Drängen in Jolándas Stimme ließ Marysa die Stirn runzeln, doch sie antwortete nicht. «Es sind nun schon fast drei Monate!», fuhr ihre Mutter fort. «Er behauptete, im Januar zurück zu sein.» Jolánda ergriff die Hände ihrer Tochter. «Wie lange kann eine Reise nach Frankfurt wohl dauern?»

Kopfschüttelnd entzog Marysa ihr wieder die Hände und verschränkte sie im Schoß. «Es wird einen guten Grund für seine Verspätung geben.»

«O ja, ganz bestimmt.» Jolándas Stimme wurde unversehens scharf, und ihre grünen Katzenaugen, die sie ihrer Tochter ebenso vererbt hatte wie die ungebärdigen Locken und die grazile Gestalt, blitzten auf. «Er hat dich belogen. Er hat sich auf und davon gemacht, nachdem er sich mit dir vergnügt ...»

«Nein!» Marysa wurde zornig. «Das hat er nicht getan. Er ist kein Lügner, Mutter.»

«Aber ein Betrüger», erwiderte Jolánda erregt. «Jahrelang hat er sich als jemand ausgegeben, der er nicht ist. Glaubst du, so etwas legt man einfach ab wie eine alte Heuke? Ich hätte es von Anfang an wissen und ihm den Hals umdrehen sollen, als ich noch die Gelegenheit dazu hatte!»

«Mutter ...»

«Nein, hör mir zu. Er hat uns alle an der Nase herumgeführt. Ich gebe zu, dass auch ich auf ihn hereingefallen bin. Er wirkte so aufrichtig, und ich dachte wirklich, dass er dich liebt. Aber nun ... *Átkozott!*», fluchte sie in ihrer Muttersprache. «Ich kratze ihm die Augen aus, wenn ich ihn in die Finger kriege! Was hat er dir nur angetan!»

«Nichts, Mutter.»

«Du bist schwanger, Marysa!» Jolánda fasste ihre Tochter fest an den Schultern. «Das hat er dir angetan! Und dann hat er sich aus dem Staub gemacht, dieser *Csaló*. Wenn er ...»

«Nein.» Marysa bemühte sich um Ruhe, doch ihre Stimme zitterte leicht vor unterdrückter Wut. «Dass ich schwanger bin, ist genauso meine Schuld. Ich habe meinen Gefühlen nachgegeben, das kannst du mir vorwerfen. Vielleicht habe ich in jenem Moment nicht an die möglichen Folgen gedacht, dennoch wusste ich genau, was ich tat.»

Jolánda stieß einen resignierten Laut aus und zog sie an sich. «Ich weiß, Marysa. Du bist zu sehr meine Tochter, als

dass ich daran zweifeln könnte. Anscheinend ist es doch nicht gut, dass ich dir einen Teil meines Temperaments vererbt habe. Es verleitet uns zu unbesonnenem Handeln.» Plötzlich traten Tränen in Jolándas Augen. «Was soll jetzt werden, Kind? Du kannst nicht den Bastard eines Mannes austragen, der sich jahrelang als Ablasskrämer ausgegeben hat. Wenn das Kind ihm auch nur eine Winzigkeit ähnlich sieht – oh, ich darf gar nicht daran denken! Am besten wäre es, du würdest sofort heiraten. Doch welcher Mann würde dich schon nehmen mit dem Kind eines anderen unter dem Herzen? Marysa, du steckst in einer ausweglosen Situation. Die einzige Möglichkeit wäre ...» Sie stockte und senkte den Blick.

«Nein, Mutter.» Marysa starrte sie entsetzt an. «Ich werde nicht zu einer Engelmacherin gehen.»

Jolánda schluchzte leise. «Das will ich ja auch gar nicht. Aber was, wenn es der einzige Ausweg ist? *Isten őizz!* Gott bewahre! Sieh den Tatsachen endlich ins Auge: Er hat dich sitzenlassen ... oder es ist ihm etwas zugestoßen. Vielleicht tun wir ihm ja unrecht, und er ist tot. Das macht deine Lage jedoch auch nicht besser.»

Marysa wurde blass. «Er wird zurückkehren.» Sie stand auf und zupfte erneut an ihrem Kleid herum. «Er hat es mir versprochen.» Um ihre aufgewühlten Gefühle zu besänftigen, atmete sie mehrmals tief ein und aus. «Und nun lass uns gehen, Mutter. Bardolf wird schon ungeduldig warten. Ich bin wirklich froh, dass ihr mich zu dem Fastnachtsbankett der Schreinerzunft begleitet. Allein wäre ich mir ein bisschen verloren vorgekommen.»

«Heyn und Leynhard hätten dich als deine Gesellen begleiten können.»

«Heyns Schwester ist gestorben, wie du weißt. Deshalb be-

sucht er seine Familie in Kornelimünster und bleibt bis nach der Beerdigung. Und Leynhard habe ich ebenfalls erlaubt, bis Sonntag seine Eltern zu besuchen. In der letzten Zeit hat er sehr hart gearbeitet, um den Schrein für das Marienstift zu vollenden. Er hat sich ein paar freie Tage redlich verdient.»

Ohne noch weiter auf etwaigen Protest ihrer Mutter zu hören, verließ Marysa ihre Schlafkammer und stieg die Stufen ins Erdgeschoss hinab. Sogleich kam Bardolf aus der Stube. Ihr Stiefvater war ein großer Mann mit dichtem blondem, an den Schläfen bereits leicht ergrautem Haar, der in der Zunftkleidung der Goldschmiede eine stattliche Figur machte. Er musterte sie besorgt, sagte jedoch nichts zu dem faltenreichen Kleid, sondern half ihr in den Mantel. Augenblicke später kam auch Jolánda herunter, warf ihm einen schmerzerfüllten Blick zu und schlüpfte schweigend in ihren warmen Überwurf.

Als Marysa sich spät am Abend unter ihre Decke kuschelte und ihre kalten Füße aneinanderrieb, ging es ihr elend. So selbstsicher, wie sie ihren Eltern und auch den anderen Zunftmitgliedern gegenüber aufgetreten war, fühlte sie sich in Wahrheit keineswegs. Der Abend war einem Spießbrutenlauf gleichgekommen. Schon im Dezember hatte sie dem obersten Zunftgreven ihre Verlobung bekannt gegeben. Nun wurde sie natürlich immer wieder nach dem Verbleib ihres Bräutigams gefragt. Vor allem, seitdem bekannt geworden war, dass die kunstvollen Schnitzereien für die Schreine, die das Marienstift bei ihr in Auftrag gegeben hatte, von Christoph Schreinemaker stammten. Nicht nur der Greve, sondern jeder der Zunftmeister wollte unbedingt diesen Künstler kennenlernen. Langsam gingen ihr die Ausreden aus.

Im Januar hatte Christoph zurück sein wollen. Nachdem dieser Monat jedoch ohne eine Nachricht von ihm verstrichen war, quälten sie Tag um Tag immer mehr Zweifel. Sie sehnte sich nach ihm, hoffte bei jedem durchkommenden Reiter, jedem Klopfen an der Haustür, er sei endlich wieder da. In ihrem Herzen wusste sie, dass er sie nicht belogen hatte, wollte sie darauf vertrauen, dass er sein Versprechen hielt. Das Versprechen, das er ihr in jener Nacht gegeben hatte, in der er vermutlich auch das Kind gezeugt hatte. Die Erinnerung ließ sie angenehm erschauern. Doch die wohlige Empfindung wurde gleich wieder von Sorgen überlagert.

Hatte er es sich anders überlegt? War ihm klargeworden, dass ein Leben als Schreinbauer an ihrer Seite nicht das war, was er wollte? Oder war ihm der Plan, den er geschmiedet hatte, um sich dieses Leben zu ermöglichen, zu riskant erschienen? Letzteres könnte sie ihm nicht einmal verübeln. Christoph war jahrelang als Bruder Christophorus durch die Lande gezogen, hatte gefälschte Ablassbriefe verkauft und damit ahnungslosen Christenmenschen das Geld aus der Tasche gezogen. Dass sie ihm begegnet war, hatte seine Ursache im Tod ihres Bruders Aldo. Dieser war vor mehr als drei Jahren zu einer Pilgerreise nach Santiago de Compostela aufgebrochen und hatte auf dem Weg ebenjenen zwielichtigen Ablasskrämer kennengelernt. Eine tiefe Freundschaft war zwischen den beiden Männern entstanden, nicht zuletzt, weil beide die Geheimnisse des jeweils anderen erkannt hatten. Aldo war dann auf dem Heimweg gestorben, hatte Christoph auf dem Sterbebett das Versprechen abgenommen, sich um seine Stiefmutter und seine Schwester zu kümmern. Christoph hatte dieses Versprechen gehalten. Ganz gleich, was man über ihn sagen mochte, Christoph war ein ehrenhafter Mann. Deshalb war Marysa in ihrem tiefsten Inneren auch davon

überzeugt, dass er zurückkehren würde. Vor zwei Jahren war er nach Aachen gekommen, hatte ihr und ihrer Familie von Aldos Tod berichtet und zu ihrer Überraschung – und ihrem Argwohn, wie sie zugeben musste – darauf bestanden, sich um sie zu kümmern, soweit es ihm möglich war.

Damals hatte sie selbstverständlich noch an seine Verkleidung als Dominikaner geglaubt, auch wenn ihr manches an ihm von Anfang an seltsam vorgekommen war. Er hatte ihr in einer schwierigen Zeit beigestanden, als ihr Gemahl, der Schreinbauer Reinold Markwardt, des Mordes an seinem Gesellen sowie des Handels mit gefälschten Reliquien bezichtigt wurde. Und erst recht hatte Christoph ihr geholfen, als Reinold ermordet und sie selbst ins Gefängnis gekommen war. Danach war er für anderthalb Jahre aus ihrem Leben verschwunden und erst im November des vergangenen Jahres plötzlich wiederaufgetaucht. Wohl hauptsächlich, weil er sich gute Geschäfte mit den Pilgern erhoffte, die Aachen im Vorfeld der Einweihung der neuen Chorhalle des Aachener Doms erwartete. Doch anstatt seine gefälschten Urkunden unters Volk zu bringen, hatte er ihr erneut beistehen müssen, denn ihr Stiefvater, Bardolf Goldschläger, wäre durch eine hinterhältige Intrige beinahe als Mörder verurteilt worden. Auch sie selbst war in böse Bedrängnis geraten; noch heute bekam sie eine Gänsehaut, wenn sie an jene Ereignisse dachte. Ob es vorherbestimmt war, dass sie sich ineinander verlieben sollten? Marysa wusste es nicht. Aber zumindest argwöhnte sie, nachdem sie inzwischen mehr über Christoph wusste, dass ihr Bruder Aldo derartige Hintergedanken verfolgt hatte, als er seinen Freund zu jenem verhängnisvollen Versprechen gedrängt hatte.

Marysa war sich nicht sicher, ob sie ihrem Bruder dafür dankbar sein oder ihn für seine Art, Schicksal zu spielen,

verfluchen sollte. Sie hatte Aldo geliebt, vermisste ihn auch jetzt noch schmerzlich. Deshalb fiel es ihr schwer, einen Groll gegen ihn zu hegen.

Wo mochte Christoph nur stecken? Er war Anfang Dezember nach seiner Geburtsstadt Frankfurt aufgebrochen, um Urkunden oder andere Schriftstücke zu besorgen, die bewiesen, dass er nicht Bruder Christophorus, sondern Christoph Schreinemaker, der Sohn eines angesehenen Tischlers, war. Was die Angelegenheit so delikats – und auch gefährlich – machte, war die Tatsache, dass Christoph – oder besser Bruder Christophorus – nicht nur als falscher Mönch und Ablasskrämer gelebt, sondern sich zuweilen sogar als Inquisitor ausgegeben hatte. Zwar hatte er einen ausgeklügelten Plan entwickelt, der alles glaubhaft erklären sollte, aber Marysa schauderte bei dem Gedanken, dass schon der kleinste Fehler in diesem Gespinnst die schlimmsten Folgen nach sich ziehen könnte. Dennoch hatte sie dem Vorhaben zugestimmt, das Christoph ermöglichen würde, sie zu heiraten und als Meister ihre Schreinwerkstatt zu übernehmen. Weil sie ihn liebte.

Kein geringerer Grund hätte sie niemals dazu verleiten können, sich auf ein derart gefährliches Vorhaben einzulassen. Die tiefen Gefühle für ihn waren fast unbemerkt – und ungewollt – in ihr gewachsen. Irgendwann hatten sie sich nicht mehr leugnen oder unterdrücken lassen. Und sie wusste, dass es ihm ebenso ergangen war.

Nun lag sie hier, allein in der kalten Dunkelheit ihrer Schlafkammer, und sehnte nichts mehr herbei als seine Arme, die sie fest umfingen, und seine Stimme, die ihr ins Ohr raunte, dass alles wieder gut werden würde.

Wo steckte er bloß? Auch am Morgen des folgenden Tages ließ ihr diese Frage keine Ruhe. Sie versuchte, sich mit geschäftlicher Korrespondenz abzulenken. Die Briefe an ihre neuen Geschäftspartner in Ungarn beanspruchten ihre ganze Aufmerksamkeit. Dennoch konnte sie nicht verhindern, dass ihre Sorgen sich immer wieder in den Vordergrund drängten.

War ihm vielleicht etwas zugestoßen? Warum hatte er keine Nachricht geschickt? Sie war sicher, dass er es getan hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Er hätte sie nicht mehr als zwei Monate lang im Ungewissen gelassen. So weit war Frankfurt nicht entfernt. Ein berittener Bote wäre selbst bei schlechtem Wetter und vereisten Straßen innerhalb weniger Tage nach Aachen gelangt.

Was also war geschehen, dass Christoph so lange fortblieb, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben? Bei Tage weigerte Marysa sich strikt, auch nur einen jener Zweifel zuzulassen, die sie des Nachts immer häufiger heimsuchten. Eisern hielt sie an ihrem Vertrauen fest, dass er sein Versprechen halten würde.

Entschlossen beugte sie sich wieder über das Schriftstück, das vor ihr auf dem Schreibpult lag. Im Haus war es heute ungewöhnlich still. Die Arbeit ruhte, weil ihre beiden Gesellen nicht da waren. Milo und Jaromir, die beiden jungen Knechte, waren mit dem Holzkarren unterwegs zum Markt, die Köchin Balbina werkelte zusammen mit der Magd Imela in der Küche. Das stille Mädchen machte sich gut am Herd, wie Marysa staunend festgestellt hatte. Bisher war Imela hauptsächlich der alten Fita im Haushalt zur Hand gegangen. Doch Fita war kurz nach Weihnachten an Lungenfieber gestorben. Seither zog es Imela mehr und mehr in Balbinas Reich. Zwar vernachlässigte sie ihre übrigen Pflichten nicht,

doch Balbina hatte bereits mehrfach angedeutet, dass Imela ihr in der Küche eine äußerst brauchbare und verständige Hilfe sei. Deshalb überlegte Marysa, ob sie sich nicht nach einer weiteren Magd umsehen sollte.

Um ihr Personal würde sie sich ein andermal kümmern müssen. Die Handelsbeziehungen zu den ungarischen Augustinern gingen vor. Nachdenklich schob sie ein paar der schwarzen und grünen Rechensteine an ihrem Abakus, dem Rechenbrett, hin und her und überschlug die Kosten für eine weitere Lieferung Stoffreliquien. Das Jahr hatte vielversprechend begonnen. Im Januar, am 600. Todestag Karls des Großen, war die Chorhalle des Doms sehr feierlich von dem Weihbischof Heinrich von Sidon eingeweiht worden. Unzählige Pilger waren zu diesem Anlass nach Aachen gekommen. Nicht so viele wie bei der Heiltumsweisung anno 1412, aber dennoch genug, um die Geldbeutel der Reliquienhändler, Schreinbauer und des alten Ablasskrämers, der von Bonn herübergekommen war, reich zu füllen. Im kommenden Herbst dann würde König Sigismund nach Aachen kommen, um sich endlich krönen zu lassen und danach zu dem großen Kirchenkonzil nach Konstanz weiterzureisen. Auch dieses Ereignis versprach einen großen Strom von Pilgern und Schaulustigen. Da die kleinen Amulette und Reliquiare, die in Marysas Werkstatt gefertigt wurden, bei den Feierlichkeiten zur Einweihung der Chorhalle fast vollzählig verkauft worden waren, mussten Heyn und Leynhard baldmöglichst mit der Herstellung beginnen, damit das Lager bis zur Krönung wieder ordentlich aufgefüllt wäre.

Marysa streichelte über ihren Bauch. Im Herbst wäre ihr Kind schon auf der Welt. Und sie hätte, so Gott wollte, einen neuen Ehemann und zugleich einen fähigen Meister für ihre Werkstatt. Sie musste heiraten, nicht nur um des Kindes